

Geschichte

der

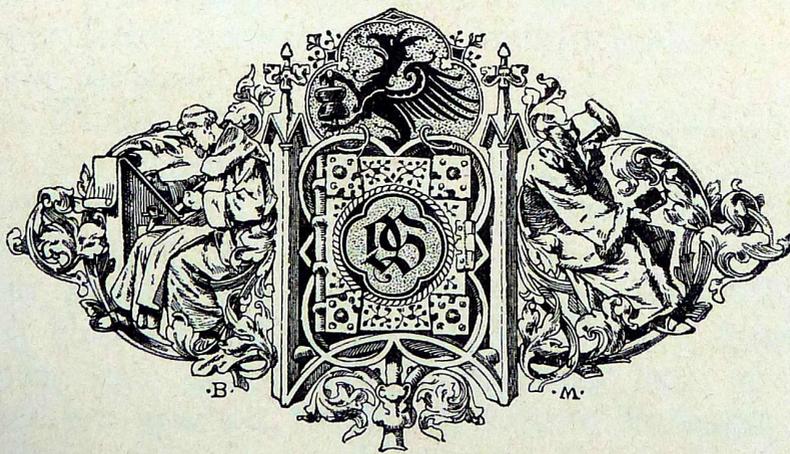
Deutschen Ritteratur.

Von

Otto v. Leirner.



Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage.



Mit 411 Text-Abbildungen und 50 teilweise mehrfarbigen Beilagen.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1893.

Sechster Abschnitt.

Der volkstümliche Heldengesang.

Während sich die höflichen Säger fast nur fremden Stoffen zuwandten und dieselben nach dem Maße ihrer dichterischen Kraft mehr oder minder vertieft behandelten, ruhte die Phantasie des Volkes nicht. Die Welt des Rittertums war nicht die seinige, es fühlte den Gegensatz zwischen seiner Natur und dem höflichen Heldengesang und hielt an den Erinnerungen und Überlieferungen fest, die ihm die vorhergehenden Jahrhunderte übergeben hatten. Wir haben gesehen, daß im „Waltharius“ ein nationaler Geist trotz der lateinischen Form geherrscht hat, weil das Lied auf Grundlage mündlicher Überlieferungen aufgeschrieben war. Die Gestalten des Hagen, Gunther und Attila treten dort schon auf. Das dichtende Volk, die fahrenden Leute, entwickelten den Stoff sicherlich weiter; sie verbanden schon am Anfang des zwölften Jahrhunderts den Dietrich mit Attila, worauf jene Bemerkung in der „Kaiserchronik“ zielt (s. Seite 44). So schloß sich langsam ein Teil an den andern; der eine Fahrende behandelte, was ihm in dem Sagenstoff am meisten zusagte, trug es auf seinen Wanderungen bald hier, bald dort vor; ein zweiter führte es vielleicht mehr aus, erweiterte es oder dichtete in gleicher Form einen andern Teil der Sage, der in seiner Heimat erzählt wurde. Am Rheine lebte vielleicht ein Teil der Überlieferungen, der dort gespielt haben soll; in den österreichischen Landen, an der mittleren Donau, jener, den man dorthin verlegte. Zwischen den beiden Strömen wanderte das bewegliche Völkchen der fahrenden Leute hin und her und verband allmählich mit stets festeren Fäden das Entstandene, bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts endlich irgend ein Dichter von großer Begabung, der im Stande war, den fertigen Stoff zu überschauen, die Lieder von Siegfried und Kriemhild, von den Burgunden und von den Hunnen niederschrieb.

Was unser Volk in den Stürmen der Völkerwanderung erduldet; was es vor denselben gedacht und geträumt; was ihm als Ideal der Männlichkeit, der Thatkraft, als Ideal weiblicher Milde galt: alles vereinte sich in dieser Schöpfung zu einem gewaltigen Bilde. Aber auch, was das Volk vom Gang des Lebens gedacht hat, von Verschuldung des einzelnen, die in ihren Folgen Völker dem Untergang entgegengeführt — auch das sehen wir in dem Spiegel der **Nibelungen**.

So wird dieses Werk zu einer Verkörperung des Volksgeistes, wie sie mächtiger und ergreifender kein Volk der Erde, nicht einmal das griechische, geschaffen hat. Mit einem Gefühl des Stolzes und der Ehrfurcht zugleich können die Urenkel zu jenen

Heldengestalten emporblicken; zu jenen Menschen, die selbst im Ausdruck überquellender Leidenschaft, selbst in Thaten wilder Unbändigkeit nichts von ihrer markigen Kraft verlieren, und die ebenso groß und innig in der Liebe und der Treue, wie im Zorn und im Haffe sind.

Handschriften.

Von dem Nibelungenliede besitzen wir zehn vollständige Handschriften sowie eine große Anzahl anderer, die nur Teile enthalten. Die wichtigsten von jenen sind drei Pergamenthandschriften aus dem dreizehnten Jahrhundert: die Hohenems-Münchener Handschrift (A), die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Bodmer auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz in Vorarlberg entdeckt ward und sich jetzt in München befindet; die Sankt Gallener Handschrift (B), die früher im Besitze des Geschichtschreibers Agidius Tschudi sich befand, und die Hohenems-Latzbergische (C), welche sich früher ebenfalls auf Schloß Hohenems befand, später in den Besitz des Freiherrn von Latzberg kam und jetzt in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen ist. Aus ihr besorgte Bodmer im Jahre 1757 die erste Ausgabe des Nibelungenliedes, freilich nur des zweiten Teiles desselben, unter dem Titel „Chriemhildens Rache“. Die erste vollständige Ausgabe veranstaltete im Jahre 1782 Christoph Heinrich Wytler, gleichfalls ein Schweizer, unter dem Titel „Nibelungen-Liet“, welcher Name von da an zur Bezeichnung des Ganzen gebräuchlich wurde.

Für die Kritik des Nibelungenliedes ist grundlegend gewesen Karl Lachmann. Indem er die Untersuchung Friedrich August Wolfs über die Entstehung der homerischen Gesänge auf daselbe anwandte, versuchte er den Nachweis, daß das Nibelungenlied „aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden“ und zwar in seiner jetzigen Gestalt eine Überarbeitung von zwanzig älteren Gesängen sei. So ließ er von den 2316 Strophen der kürzesten Handschrift A, welche seiner Ansicht nach den ältesten und zuverlässigsten Text enthält, nur 1437 als echt gelten, während er 879 als eingeschoben bezeichnete. Diese Ansichten wurden jedoch nach Lachmanns Tode (1851 in Berlin) von Adolf Holzmann und Friedrich Zarncke angefochten, welche im Gegensatz zu jenem den ausführlichen Text der Handschrift C als den ältesten erklärten. Professor Bartsch in Heidelberg unterschied zwei Bearbeitungen des ursprünglichen Textes, deren eine uns in den Handschriften B und A, die andre in der Handschrift C vorliege. Er hat seiner Ausgabe (zuerst 1866 erschienen) die Sankt Gallener Handschrift B zu Grunde gelegt. Dagegen hat Karl Simrock in seiner Schulausgabe 1874 nach Vergleichung aller erhaltenen Handschriften wesentlich nach A den verlorenen Urtext wiederherzustellen versucht. —

Verfasser.

Wie über den Wert der Handschriften, so ist auch über den Verfasser des Liedes viel gestritten worden. Eine Zeitlang galt Heinrich von Ofterdingen als solcher, doch ist diese Ansicht längst allgemein aufgegeben. Nach Lachmann und seiner Schule (Müllenhoff, Max Rieger, R. von Liliencron, Zacher u. a.) kann, wie aus dem bereits Gesagten hervorgeht, von einem Dichter überhaupt nicht die Rede sein, höchstens von einem letzten Ordner, der die einzelnen, unabhängig voneinander entstandenen Volkslieder zusammengefügt und zu dem uns vorliegenden Ganzen verbunden hat.

Es gewinnt jedoch immer mehr Boden die gegenteilige Ansicht, welche durch Holzmann, Zarncke, Bartsch und ihre Schüler vertreten wird: das Epos sei das Werk eines Dichters, denn es besitze jene künstlerische Einheit, wie sie nur der Geist eines wahren Dichters herzustellen vermöge. Auch Uhland nahm einen Dichter der Lieder an, welcher die vorhandene Sage als Vorwurf benutzt habe.

Der Name freilich und die Heimat des Dichters lassen sich schwer bestimmen, doch dürfte als sicher anzunehmen sein, daß er aus Österreich stammt.

Nach der Ansicht von Fr. Pfeiffer und R. Bartsch wäre der Verfasser jener Ritter von Kürenberg, dessen Minnelieder wir Seite 62 ff. besprochen haben.

Im einzelnen auszuführen, wie sich nach Ansicht des heutigen Wissens die Entwicklung des Stoffes darstellt; das Verhältnis desselben zum Mythos von der Sonne, die Beziehungen zu der altnordischen Sage klar zu machen: das alles fällt aus dem Rahmen dieses Werkes. Ich führe das Ergebnis der Untersuchungen mit den Worten eines gewissenhaften Forschers an:*)

„Ein österreichischer Dichter schuf das Lied und zwar zum Zweck des Vortrags in vornehmen Kreisen. Seine jetzige Gestalt hat es um 1190 erhalten. Allerdings kannte und wertete der Dichter Volkslieder und Volkssagen über den Gegenstand, wie die Vergleichung mit der Thidreksage ergibt, er nahm sich nicht allenthalben die Mühe, dieselben zu einer höheren Einheit zu verschmelzen. — — — Die Verfasserchaft des Kürenbergers — — ist nur eine Hypothese.“

Inhalt.

Der Stoff ist in zwei Werken vereint, im „Nibelunge liet“ und in der „Klage“. In einfacher Schlichtheit beginnt die Dichtung:

*) „Die Nibelungen“ von Paul Piper I. S. 80 („Deutsche National-Litteratur“, W. Spemann, Berlin und Stuttgart).

„Uns ist in alten maeren wonders vil geseit
 von helden lobebaeren, von grôzer kuonheit,
 von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
 von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.“

Zu Worms am Rhein im Lande der Burgunden herrschten drei Königsjöhne, Gunther, Gernot und Giselher, mit ihrer Mutter Uote und der Schwester, der schönen Kriemhild. Der träumt, sie habe einen wilden Falken aufgezogen, den ihr zwei Adler erwürgten. Das Traumbild macht sie trüb, und sie klagt es der Mutter, die den Falken auf einen edlen Mann deutet. Das Mädchen weist den Gedanken an Liebe zurück, weil sie durch dieselbe nicht in Leid und Not kommen wolle. Doch schon nahte das Geschick — ein Held.

In den Niederlanden zu Santen war Siegfried, der Sohn Siegmunts und Sigelintes, herangewachsen. Auch er hat von Kriemhildens Schönheit vernommen und beschließt, um ihre Hand zu werben; wenn nicht mit Güte, so mit Gewalt — „was ich freundlich mir erbittet“

„daz mac sus erwerben mit ellen dâ mîn hant.“

„das mag sonst erwerben mit Kühnheit da meine Hand.“

So reist er mit seinem Gefolge nach Worms; sein Nahen wird dem Könige Gunther gemeldet, und Hagen von Tronje, vieler Lande und Menschen kundig, erkennt Siegfried, obwohl er ihn noch nie gesehen, erzählt, wie er die Nibelungen besiegt, den Drachen erschlagen und den Hort gewonnen habe; seine Haut sei hörnern worden durch ein Bad im Blute des Untieres. Man möge ihn deshalb freundlich empfangen, um nicht seinen Haß zu erregen. Der König empfängt Siegfried mit freundlichen Worten und fragt, was ihn nach Worms führe.

„Mir ward die Kunde“, entgegnet derselbe, „daß bei euch die kühnsten Helden wären. Ich bin auch wert, eine Krone zu tragen, deshalb biete ich euch den Kampf an.“

Die stolze Rede erregt die Ritter, aber Gernot vermittelt den Frieden, der junge Siegfried nimmt die Gastfreundschaft an und ist bald bei allen beliebt. Nur Kriemhild hat er noch nicht gesehen, obwohl er heimliche Liebe zu ihr im Herzen trug. Sie aber blickte verstohlen den Kampfspielen zu, aus denen der Held der Niederlande stets als Sieger hervorging, und leise schlich sich auch in ihr Herz die Liebe ein. Ein Jahr lang blieben sich die beiden fremd.

Da kamen Boten der Könige von Sachsen und Norwegen, Lüdegast und Lüdgers, und jagten den Burgunden den Krieg an. Bei der Beratung bricht die Kampfesjehnsucht Siegfrieds durch: „mit tausend der besten Helden wolle er sich der Übermacht entgegenwerfen, wenn nicht mehr da wären.“ Die Boten werden reich beschenkt entlassen mit der stolzen Botschaft, die Sachsen sollten lieber zu Hause bleiben, kämen sie aber, so würden sie schwere Arbeit finden.

Es kommt zum Kampf; Siegfried nimmt den Lüdegast gefangen, besiegt Lüdger im Einzelkampf; aber auch die übrigen Burgunden brechen wie Sturm in die Reihen, löschen mit Blut den hellen Schein manches Helmes und erringen so den schweren Sieg. Boten künden in Worms, was geschehen. Da läßt Kriemhild ihrer einen zu sich bescheiden, ungeduldig von den Thaten desjenigen zu hören, den sie liebt; aber zu schüchtern, um sich zu verraten, fragt sie nach Gernot und den Freunden, ob einer tot wäre, zuletzt kommt die Frage, wer als der beste sich erwiesen habe. Der Bote schildert den Kampf, alle wären tapfer gewesen, jedoch vor allen der edle Gast aus den Niederlanden. Als die Fürstin das vernahm, da „erblühte ihre lichte Farbe:

Ir schoenes antlûze daz wart rösenrôt.“

Ein reiches Kleid und zehn Mark Gold ließ sie dem Boten geben.

Bald zogen die Sieger mit Jubel empfangen ein, und ein großes Fest ward ihnen bereitet. Auf den Wunsch der Brüder zeigt sich Kriemhild den Rittern und Siegfried. Wie das Morgenrot aus den Wolken, trat sie aus der Kemenate, reich geschmückt, in ihrer jungfräulichen Schönheit, alle Frauen überstrahlend:

„Wie der lichte Mond vor allen Sternen geht.“

Röte und Blässe wechselten auf Siegfrieds Antlitz — der Gedanke, sie zu gewinnen, scheint ihm eine vergebene Hoffnung, aber er fühlt zugleich, daß ihr Verlust ärger sei als der Tod. Zum erstenmal darf das Mädchen einen Helden begrüßen, sie reicht ihm die weiße Hand und beider Augen blickten ineinander. Und Siegfried empfand ein Glück, wie es ihm noch nie die Sommerzeit und die Maientage gebracht. Auf sein Anraten werden die gefangenen Könige ohne Lösung heimgelassen.

Über der See wohnte eine Königin von großer Schönheit und von großer Kraft. Wer ihre Liebe erringen wollte, mußte sie in drei Kampfspielen besiegen — unterlag er in einem, so war sein Haupt verloren. Brünhilde war ihr Name. Um sie wollte Gunther, der „Vogt vom Rhein“ werben — Siegfried widerrät es, Hagen dagegen sagt, er solle dem König helfen. Ohne Besinnen fordert der junge Held Kriemhildens Hand für den Dienst. Gunther schwört es ihm zu. Wohl ausgerüstet besteigen sie bald darauf mit Hagen und Dankwart ein Schiff, das sie nach zwölftägiger Fahrt, geleitet von Siegfried, der des Weges kundig war, nach dem Felsensteine, der Burg Brünhildens, brachte. Die Königin und ihre Frauen blickten aus den Fenstern,

der Niederländer erkennt die mächtige Fürstin, und sie begrüßt ihn, als er mit den andern vor ihr steht, zuerst und mit seinem Namen. Er gibt sich als Dienstmann Gunthers aus und macht dessen Absicht kund.

Noch einmal droht die Königin „wenn er sein Spiel verliert, so geht's euch allen an den Leib“, dann befiehlt sie, ihr die Waffen zu bringen, die goldene Brünne (Brustharnisch), den edelsteinfunkelnden Schild und den Speer, zuletzt einen schweren Stein, den zwölf Männer kaum heranschleppen konnten. Gunther wird etwas besorgt bei dem Anblick, aber Siegfried tröstet ihn, zieht die Tarnkappe über, die er einst vom Zwergkönige Alberich gewonnen hatte. Durch sie unsichtbar gemacht und mit übermenschlicher Stärke ausgestattet, stellt er sich an die Seite des Königs, mit der Mahnung, dieser möge die Gebärden des Kampfes machen, er werde kämpfen. Nun ergriff Brünhilde den Speer und schleuderte ihn mit solcher Gewalt, daß er den Schild Gunthers durchbrach. Rasch aber faßte ihn Siegfried und warf ihn so wuchtig, daß die Königin dem Anprall nicht standhalten konnte und zu Boden sank.

„Edel riter Gunther, des schuzzes habe danc“

ruft sie, zornentbrannt aufspringend, erfaßt den Stein, schleudert ihn zwölf Klaftern weit und springt im gewaltigen Schwunge ihm nach, daß ihr Gewand laut erklingt. Doch auch hier überwindet sie der unsichtbare Siegfried, noch weiter wirft, noch weiter springt er, als sie, und trägt im Sprunge noch Gunther mit sich. Da ruft die Königin ihre Mannen, daß sie dem Sieger huldbigen. Aber bald regt sich der Stolz — so schnell will sie ihr Land nicht räumen — sie sendet Boten nach allen ihren Rittern aus, und diese strömen in Scharen herbei. Hagen merkt die verborgene Absicht, Siegfried verspricht schnelle Hilfe zu bringen. Man möge sagen, er sei fortgeschendet worden; bald wolle er mit tausend Recken, wie man sie noch nie gesehen, wiederkommen. Mit der Tarnkappe setzt er sich in ein Schifflein, das allein durch die Macht seines Armes wie vom Sturmwind gejagt dahinschwebt; in vierundzwanzig Stunden legt er hundert Meilen zurück, bis zum Land der Nibelungen, wo er den großen Schatz besaß. Er kommt zu der Burg, kämpft dort mit einem Riesen und dem Zwerge Alberich, worauf er sich als Herrn zu erkennen gibt und den letzteren auswendet, um tausend Nibelungenrecken zu holen. Mit diesen schiffte er sich ein; wieder geht die Fahrt mit zauberhafter Geschwindigkeit vor sich. Brünhilde erblickt von dem Felsen die Schiffe mit den Segeln, „weißer als Schnee.“ Gunther sagt ihr, sie brächten seine Mannen, nach denen er gesendet habe. Jetzt erst fügt sich Brünhilde, und die Abfahrt wird vorbereitet. — Siegfried eilt allen voran nach Worms; als man ihn dort allein kommen sieht, glaubt man Gunther verloren, doch bald verändert sich die Furcht in Freude. Alles wird aufgeboten, um den Empfang Brünhildens zu einem festlichen zu machen. Note und Kriemhild begrüßen die Königin mit Liebe und Freundlichkeit. Nach festlichen Kampfspielen folgt die Verlobung des Siegfried mit seiner Geliebten und dann ein glänzendes Mahl.

„der kunic was gesezen und Prünhilt diu meit,
dô si sach Kriemhilde — dô wart ir nie so leit —
bî Sifride sitzen, weinen si began
über lichtiu wange, sach man vallen trâhen dan.

Der König war geseßen und Brünhild die Maid,
als sie sah Kriemhilde — nie war ihr je so leid —
bei Siegfrieden sitzen, weinen sie begann
über lichte Wange, sah man fallen Thränen nieder.“

Gunther fragt nach der Ursache ihres Kummers; da wird ihm die Antwort, sie trauere, weil er seine Schwester mit einem Dienstmann („eigen holden“) verlobt habe. Er preist den Siegfried, der auch König sei, was er aber auch spricht, Brünhilde bleibt düster. Als der Abend kam, begaben sie sich zur Ruhe in die Brautgemächer; als jedoch der König sein Gemahl umarmen wollte, brach ihre Empörung aus, sie band ihm mit einem Gürtel Arme und Beine, hing ihn so auf einen Haken an die Wand und löste ihn erst nach langem Bitten.

Den nächsten Morgen klagt er Siegfried sein Leid; da verspricht dieser seine Hilfe. Mit der Tarnkappe kommt er zu Brünhilde, bändigt sie und nimmt einen Ring und ihren Gürtel mit sich, die er beide Kriemhilden schenkt. Nach vierzehn Tagen erst enden die Hochzeitsfeste; dann rüstet sich der Niederländer mit seinem Weibe zur Fahrt in das väterliche Reich, wird dort mit Freuden empfangen und erhält aus des Vaters Siegmund Hand Krone und Reich. Über Niederland und das Reich der Nibelungen und den Hort herrscht er nun mächtig an zehn Jahre; seine Gattin beschenkt ihn mit einem Söhnlein, das nach dem Dhm „Gunther“ getauft wird, wie dessen Kind „Siegfried“.

Da sendet Gunther, weil es seine Gemahlin wünscht, Boten nach den Niederlanden, um die Verwandten zu einem Feste einzuladen. Sie folgen der Aufforderung, ohne zu ahnen, welches furchtbare Geschick sich an diese schließen soll.

Kampfspiele und Musik eröffnen den Reigen der Feste. Eines Abends sahen die Frauen den Kämpfen zu, und da sagte Kriemhild: „Mein Gatte ist so groß, daß ihm alle Lande unterthan sein sollten.“ Die stolze Rede erregt Brünhilde und sie antwortet: „Wenn sonst keiner

wäre, da möchte es sein — solange Gunther lebt, ist es unmöglich.“ Da weist die Schwägerin nach dem Nibelungenhelden:

„Siehst du, wie er steht,
wie mächtig und wie herrlich, er wohl vor allen geht,
so wie der Mond, der helle, es vor den Sternen thut?“

Allmählich steigert sich bei den Sprechenden die Erregung, und Brünhilde wirft die Bemerkung hin, Siegfried sei Gunthers Dienstmann. Noch beherrscht sich Kriemhild und bittet die Schwägerin, sie möge die Rede lassen; — aber es ist zu spät, diese wiederholt die Beleidigung und erhält die Antwort: „Ich werde vor dir das Münster betreten.“

Schon steht Brünhilde vor dem Thore des Doms, als die Schwägerin naht, sie wehrt ihr den Vortritt, da wirft ihr Kriemhild höhrend die Worte entgegen: „Wie konnte ein Kebsweib eines Königs Gattin werden? Siegfried und nicht Gunther hat dich gebändigt!“ Brünhilde bricht in Thränen aus, Siegfrieds Gattin schreitet an ihr vorbei.

„da huop sich grôzer haz.“
da hob sich großer Haß.

Gunthers Weib bleibt an der Pforte stehen, in wilden Gedanken; sie will Beweise — hat sich aber Siegfried der That gerühmt, „dann muß er sterben“. Sie fordert nach der Messe von Kriemhild, daß sie ihr verletzendes, entehrendes Wort erhärte, und diese zeigt ihr Ring und Gürtel. Da läßt Brünhilde Gunther rufen und klagt ihm unter bitteren Thränen die Beschimpfung.

„Sie trägt hier meinen Gürtel, den ich hab' verloren,
und den Ring den goldnen. O wär' ich nie geboren!“

Da sendet ihr Gatte nach Siegfried. Umsonst schwört dieser, die Schuld nicht auf sich geladen zu haben, umsonst sagt er Gunther, er möge seinem Weibe Ruhe gebieten, er werde es ebenso Kriemhilden thun. Der heiß entflammte Haß der geschmähten Königin ist nicht zu löschen. Hagen von Tronje findet sie in Thränen, sie, seine Herrin, der er Treue geschworen hat. Von diesem Augenblick ist er Siegfrieds Feind. Im Räte der Brüder Gernot, Gunther und Giselher wird sein Plan angenommen, den Helden durch List zu bezwingen. Verkleidete Männer sollen kommen und vorgeben, sie seien von den Dänen und Sachsen gesendet, um den Burgunden Krieg zu erklären. Dann werde sich schon eine Gelegenheit finden, den Schimpf an Brünhilde zu rächen. Die falsche Kriegserklärung wird gebracht, Gunther wendet sich um Rat an Siegfried, und dieser ist sofort bereit, mit seinen Mannen in den Kampf zu ziehen. Als Hagen von Kriemhild „Urlaub“ (Abschied) nimmt, bittet sie ihn, ihres Mannes zu warten, daß er nicht seinem Übermuth zu sehr folge. Er verspricht es, und sie erzählt ihm nun, wie bei dem Bade im Drachenblute auf eine Stelle der Schulter ein Lindenblatt gefallen sei — dort nur sei er verwundbar. Schnell fordert Hagen, sie möge auf ihres Gatten Gewand ein kleines Zeichen nähen, damit er ihn um so besser schützen könne:

„Sie sprach: „Mit feiner Seide näh' ich auf sein Gewand
ein Kreuz, nur dir verständlich; da soll, Held, deine Hand
meinen Mann behüten, wenn es an heißes Streiten geht,
wenn er in den Stürmen vor seinen Feinden steht.“

Den folgenden Morgen zieht das Heer in den Krieg; — da kommen wieder verkleidete Boten, die vorgeben, um Frieden zu bitten. So konnten die Mannen heimkehren, die Fürsten aber besprachen eine Jagd in den Wasgenwald, um bei dieser Gelegenheit das Werk der Rache zu vollenden. Als Siegfried von Kriemhilden Abschied nimmt, will sie ihn nicht ziehen lassen.

„O laß das Jagen sein!
Mir träumte heut erschrecklich, daß dich zwei wilde Schwein'
jagten über die Heide — da wurden Blumen rot.“

Siegfried weist jeden Verdacht gegen die Schwäger zurück; er könne keine Feinde haben, weil er es an den Burgunden nicht verdient habe.

„Dennoch, Herre Siegfried, ich fürchte deinen Fall.
Mir träumte heut erschrecklich, wie über dir zu Thal
fielen hohe Berge — ich sah dich nimmer mehr.
Willst du von mir scheiden, dann bin ich aller Freuden leer.“

Doch der Held ist zu edel und zu arglos, er hört nicht auf die Warnung und zieht mit den Mägen (Verwandten der Frau) in den Wald zur Jagd, wo der Lärm der Jäger und Hunde bald durch den dunklen Tann widerhallt. Als Gunther endlich durch einen Hornruf die Schützen zur Mahlzeit sammeln ließ, da kamen sie und auch Siegfried, der noch zuletzt einen Bären lebend gefangen hatte und ihn zur „Kurzweil“ herbeischleppte. Bei dem reichen Mahle fehlt der Wein,

Hagen entschuldigt sich: er habe geglaubt, die Jagd werde in einem andern Teile des Waldes stattfinden und deshalb die Fässer dorthin bringen lassen; übrigens wisse er in der Nähe einen Brunnen mit klarem Wasser. Siegfried und manche andre dürsten und stehen auf, um den Duell zu suchen. Da sagt der listige Hagen: „Mir ist oft gesagt worden, daß niemand den Mann Kriemhildens im Wettlauf besiegen könne. Will er uns seine Kraft beweisen?“ Siegfried schlägt dem Frager selbst die Wette vor: „Ich will alle Waffen, die ich bei mir habe, samt meinem Jagdgewande tragen.“ Beide beginnen den Lauf, wie zwei geschmeidige Panther springen sie dahin, aber Siegfried gelangt früher zum Brunnen, legt den Schild nieder, lehnt den Speer an einen Lindenast und trinkt dann in vollen Zügen das lautere Wasser. In diesem Augenblick zielt Hagen nach dem Kreuzzeichen auf der Schulter und der Speer durchbohrt Siegfried, daß das Blut aus der Wunde hervorspringt, wie ein roter Duell, und des Mörders Gewand färbt. Eine solche Mißthat hat noch nie ein Held begangen. Lobend vor Schmerz und Wut erhebt sich Siegfried, seine Augen suchen umsonst Bogen oder Schwert, da faßt er den Schild, stürmt auf Hagen los und schlägt ihn damit, trotz der Todeswunde, so wuchtig, daß Hagen zu Boden stürzt. Da aber erbleicht Siegfried, sinkt, auf der Stirne Todesblässe, zusammen, und das Blut entströmt der Wunde.

Indes sind die andern nachgekommen und erheben laute Klagen, selbst Gunther stimmt heuchelnd ein: „Das ist unnütz“, sagt ihm der Sterbende, „daß der ein Unglück beweint, der es verschuldet hat“, und fügt zu Hagen die Worte hinzu: „Hätte ich Euern mörderischen Sinn erkannt,

„Ich hätte wohl bewahret vor Euch meinen Leib!
Nichts dauert mich so schmerzlich, wie Frau Kriemhild, mein Weib.“

Nie möge mein Sohn erfahren, daß sein Vater von der eignen Sippe meuchlings ermordet wurde. Wenn Ihr, König Gunther, noch jemals in der Welt Treue üben könnt, so nehmt Euch meiner Lieben, nehmt Euch meines Weibes, Eurer Schwester, an. Um mich sorget nicht, das werden mein Vater und meine Mannen thun. Noch nie ward so treulos an einem lieben Freunde gehandelt!“ Nach kurzem Todeskampf haucht der Held sein Leben aus. Seine Leiche wird auf einen goldschimmernden Schild gelegt, um nach Worms getragen zu werden; zugleich beschließt man, Hagens Urheberschaft des Mordes zu verheimlichen und vorzugeben, Räuber hätten den Siegfried im Tann erschlagen.

Da sprach von Tronje Hagen: „ich bring' ihn in das Land;
mir macht es keinen Kummer, wird es auch ihr bekannt,
die so tief verwundet hat Brünhildens Herz,
ich achte es geringe, ihr Weinen, ihren Schmerz.“

Deshalb will er die Rache ganz vollenden und läßt den Leichnam vor die Kemetate Kriemhildens legen, damit sie ihn bei dem Morgenkirchgang finden möge. Als das Geläute vom Münster ertönt, kleidet sich die Fürstin an; da kommt ein Kämmerling, findet den Leichnam, ohne zu ahnen, wer es sei.

Als sie mit ihren Frauen, zu Kirche wollte gehn,
da sprach zu ihr der Diener: „Ihr sollt stille stehn,
es liegt vor dem Gemache ein Ritter totgeschlagen!“
„Wehe“, jagte Kriemhild, „wie magst du solche Kunde sagen?“

Doch eh' sie noch erkannte, daß es sei ihr Mann,
an Hagens listige Frage zu denken sie begann,
wie er ihn sollte schützen: jetzt bracht ihr Wort die Not —
versunken alle Freuden mit ihres Gatten Tod.

Sie drängt sich durch die Reihen, bis sie bei Siegfried stand,
und hob das Haupt, das schöne, mit ihrer weißen Hand.
Wie rot es war vom Blute, sie hatte ihn erkannt,
der nun lag verstümmelt, der Held von Nibelungen-Land.

Sie sank zu der Erden in starrem Schweigen da,
die Schöne, Freudenlose, liegen man dort sah,
dann der wilde Jammer aus ihrem Herzen quoll,
daß vor lauten Klagen die Halle rings erscholl.

Da jagte das Gesinde: „Ob es wohl war ein Gast?“
Das Blut aus Kriemhilds Munde vor Herzensjammer brast:*)
„Nein, nein, es ist Siegfried, mein vielgeliebter Mann,
und Brünhild hat's geraten und Hagen hat's gethan.“

*) sprang hervor.

Der Schild ist nicht verhauen, also muß Siegfried ermordet worden sein — noch ist der Thäter ihr nicht ganz offenkundig trotz der Ahnung, aber rächen will sie sich.

„Wüßt' ich, wer es hat gethan, dem sänn' ich immer auf den Tod!“

Vom Palast wälzt sich die Woge des Jammers zu den Rittern des Erschlagenen und zu seinem Vater, zu dem Volke, das in Scharen herbeiströmt, um den Mord zu beklagen. Ein kunstvoll gearbeiteter Sarg wird gefertigt, der Held hineingesetzt; es kommen die Fürsten und



26. Wie Kriemhild zu König Ethel geführt ward.
Miniatur aus Hundesbhagens Nibelungenschrift. (R. B. N.)

auch Hagen, bei dessen Nahen die Wunden von neuem zu fließen beginnen. Gunther will ihn vom Verdachte lösen und sagt die Lüge von den Räubern. „Wir sind die Räuber wohl bekannt“, antwortet Kriemhild.

Bei dem Begräbnis bricht ihr Leid nochmals mächtig hervor. Sie wendet sich flehend an die Mamen.

„D laßt nach argem Leiden ein Liebes mir gescheh'n,
daß ich sein schönes Antlitz noch einmal möge seh'n!“

Der Sarg wird erbrochen — die Fürstin hebt das Haupt und küßt die bleichen Lippen des Toten; da verläßt sie die Kraft, sie glaubt sterben zu sollen und bricht bewusstlos zusammen.

Siegmund reißt ab, Kriemhild ist nicht zu bewegen, Worms, das Grab des Gatten, zu verlassen. Drei Jahre lang spricht sie kein Wort mit ihren Verwandten; sie hat den Nibelungenhort holen lassen und thut viel Gutes, bis Hagen rät, ihr den Schatz zu nehmen, damit sie nicht zu viel Freunde gewinne. Die drei Brüder und er kennen allein die Stelle, wo das Gold in den Rhein versenkt wurde.

Da wirbt König Etzel um Kriemhild; — der Tronjer rät zur Vorsicht, denn die Verbindung könnte für Burgund verderblich werden. Kriemhild empfängt den Gesandten, Rüdiger von Bechlarn, weist ihn aber erstlich ab, bis ein Wort desselben: er wolle alles Leid vergelten, das sie je erlitten habe, in ihrer Seele den nie gestorbenen Gedanken an Rache erweckt. Sie läßt sich von Rüdiger schwören, daß er, wenn immer sie es wünsche, zu helfen bereit sein werde, dann nimmt sie Etzels Werbung an.

Bald ist alles gerüstet; begleitet von tausend Rittern des Markgrafen, zieht sie nach der Donau, gelangt nach kurzer Rast bei Frau Gotelind, Rüdigers Frau, über Bechlarn nach Wien, wo sie die Vermählung mit dem mächtigen Hunnenkönig feiert. Mitten im Festesglanz und im Bewußtsein ihrer Macht gedenkt sie des Ermordeten. Nach der Hochzeit fuhr man nach der Etzelburg. Bald hatte Kriemhild die Liebe aller gewonnen und herrschte an ihres Mannes Seite, dem sie auch einen Sohn Ortlieb gebar, noch glänzender als dessen erste Gattin. Aber alle Pracht und alle Macht vermochten den einen Gedanken nicht zu töten; ihr Sinn weilte oft in vergangenen Tagen, bei der verlorenen Liebe. Und wie ihr Herz diese pflegte, so auch den Haß gegen den Mörder Hagen, gegen ihre Brüder, die ihr so unendliches Wehe zugefügt. Einmal bat sie Etzel, er möge Boten zu den Burgunden senden und die Könige zu sich laden. Er war dazu bereit. Zwei Spielleute sollten die Fahrt vollbringen, Wärbelin und Swämmelin. Vor der Abreise trug ihnen die Königin auf, sie sollen vermelden, Hagen möge ihre Brüder führen, da er aller Wege kundig sei.

Die Fürsten zu Worms waren zuerst unschlüssig, ob sie der Einladung folgen sollten, weil der grimme Hagen vor dem Zuge zu den Hunnen warnte. Aber der Spott Giselhers ließ ihn verstimmen, und er rüstete die Fahrt, jedoch nicht als einen festlichen Freudenzug: tausend der kühnsten Mannen, kriegsbereit gerüstet, wählte er. Außer ihnen schloß sich auch der liederkundige Spielmann Volker von Alzei dem Zuge an. — Am zwölften Tage gelangte man an die Donau. Da nirgendwo eine Fähre sichtbar war, schritt Hagen dem Ufer entlang, um eine zu suchen. Da hörte er es im Wasser plätschern und erblickte badende Meerfrauen, deren Gewänder er sich schnell bemächtigte. Die eine Nixe, Hadburg, weist ihm glückliche Fahrt, worauf er die Kleider zurückgibt; darauf sagt die zweite, Siglint, die Ruhme habe ihn belogen, alle, die zu den Hunnen kommen, werden dort zu Grunde gehen; nur des Königs Kaplan soll Worms wiedersehen. „Bleibt zurück, wollt ihr aber nicht hören, so sucht den Fergen, ihr findet ihn den Strom hinauf.“

Hagen geht, findet den Fährmann, gerät mit ihm in Streit und erschlägt ihn. Mit dem Schiffe aber setzt er das Heer über. Bei der letzten Landung stößt er den Kaplan ins Wasser — dieser jedoch rettet sich schwimmend nach dem andern Ufer.

An der Grenze des Hunnenlandes erwartet Markgraf Eckewart die Burgunden und führt sie zu Rüdiger nach Bechlarn, wo sie vier Tage rasten und Giselher sich mit des Wirtes schöner Tochter verlobt. Bei dem Abschied gibt Rüdiger dem Gernot ein köstliches Schwert, dem Hagen einen Schild — Volker spielt noch einmal seine schönsten Weisen, dann fährt man der Burg Etzels zu, ahnungslos des kommenden Verderbens; nur Hagen bleibt finster, denn auch Eckewart hatte ihn gewarnt.

Kaum sind sie in Etzels Landen angekommen, so ist Dietrich von Bern, der wieder gegen den Tronjer warnende Worte spricht: „Kriemhild weint noch immer um Siegfried.“ — Sie kommen an, die Königin eilt ihnen entgegen, aber grüßt nur einen:

„si kuste Giselhêren und nam in bi der hant,
daz sach von Tronje Hagene; den helm er vaster gebant.“

„sie küßte Giselher und nahm ihn bei der Hand;
das sah von Tronje Hagen: den Helm er fester band.“

Höhnend fragt ihn Kriemhild, ob er den Nibelungenhort mitgebracht habe. „Nem, der liegt im Rhein und mag dort liegen bis zum jüngsten Tag. — Ich bringe Euch den Teufel, denn ich hatte genug zu tragen an Schild, Brünne, Helm und Schwert.“ Etzel erkennt Hagen, der einst bei ihm war, zugleich mit jenem Walthar, der mit Hiltgunde der Gefangenschaft entronnen ist (siehe Seite 18).

Die Mannen Gunthers werden fern von ihren Herren untergebracht; — der Tronjer sieht den Verrat nahen. Mit dem Spielmann Volker geht er in den Burghof und setzt sich auf eine Steinbank. Dort erblickt sie die Königin und beginnt zu weinen. Ihre Mannen fragen sie um den Grund; sie klagt Hagen an und verspricht dem, der ihn schlägt, zu geben, was er wolle. Eine Schar von Hunnen ist sofort bereit, Hagen und den Spielmann anzugreifen. Die beiden aber sind furchtlos. — Hagen hat den glänzenden Balmung, Siegfrieds Schwert, über die Kniee gelegt, Volker seinen Fiedelbogen; da scheuen sich die Hunnen trotz der Überzahl, den Kampf aufzunehmen. Als die Königin kommt und Hagen anspricht, bleibt dieser in finsternem Troste sitzen, nicht will er Ehre erweisen, wo er Haß empfindet.

Ungehindert gehen die beiden Helden, die sich von jetzt an nicht mehr trennen, bis sie endlich der Tod auseinander reißt, nach dem Saal, wo Ekel die Könige und die Recken freundlich begrüßt. Nach dem Mahle führt man sie in einen reich geschmückten Saal, wo sich die Burgunden zur Ruhe begeben; Hagen und Volker setzen sich als Wachen an die Pforte. Der Spielmann griff nach seiner Geige; da klangen die Saiten, daß es rings umher erscholl; immer süßer und sanfter tönnten die Lieder, bis von den Burgunden, die im Saale lagen, die Sorge schwand und der Schlaf sich mild auf ihre Häupter senkte. Dann legte Volker die Geige nieder und hielt scharfe Wacht. Plötzlich glänzen Helme im Zwielicht — fest stehen die beiden Wächter; der kluge Hagen hält den Spielmann, der den Feinden entgegenstürmen möchte, zurück. So vergeht die Nacht bis zum Morgen, dessen Kühle die treuen Ritter leise schauern macht; endlich weckt die helle Sonne die im Saale Schlafenden. Sie wollen sich in köstliche Gewänder kleiden, da hallt unter sie Hagens Schlachtruf: „Traget statt Rosen Waffen in der Hand, auf dem Haupte statt der Kränze den festen Helm, auf der Brust kein seidenes Kleid, sondern den Halsberg; denn wisset, wir müssen heute kämpfen! Gehet in die Kirche

und klagt Gott dem Reichen Sorge und eure Not,
und denket ohne Wanken, daß uns naht der Tod!“

Die Burgunden folgen dem Wort, wappnen sich und gehen in die Kirche im klingenden Eisengewand. Verwundert sieht das Ekel. — Hagen sagt, es wäre so Sitte in Burgund.

Am Nachmittag wird ein Turnier, abends im Saal ein festliches Gelage gehalten, bei dem auch Kriemhild und ihr Söhnchen gegenwärtig sind. Doch immer näher kommt das Schicksal; — von Hagens Stirne weicht nicht mehr der finstere Ernst. Und er hat recht, denn während des Festes werden Gunthers Mannen von den Hunnen überfallen; sie wehren sich wie angeschossene Panther, aber ihre Schar ist klein und aus dem Boden wachsen die Feinde, immer neu, immer mehr. So fallen die Burgunden bis auf Dankwart, den Bruder Hagens. Der schlägt sich durch — blutüberströmt steht er plötzlich an der Thür des Festsaales und ruft:

„Bruder Hagen Tronje, Ihr sitzt allzu lang,
Euch und Gott im Himmel ich klage unsre Not.
Von Burgund die Mannen, sie liegen alle tot!“

Nun ist der Sturm entfesselt. Hagen springt auf:

„Ich hörte wohl es lange von Kriemhilden sagen,
daß sie ihr Herzensleiden wolle nicht ertragen.
Nun trinken wir die Minne und sei's in Königs Wein,
der junge Fürst der Hunnen, der muß der allererste sein.“

Da schlug den Knaben Ortlieb Herr Hagen in wildem Mut,
daß ihm nach den Händen am Schwerte floß das Blut,
und der Frau Kriemhilde das Haupt fiel in den Schoß.
Da hob sich unter den Helden ein Morden grimmig und groß.

Ekel und seine Gattin begeben sich in Dietrichs von Bern Schutz, mit ihm und Rüdiger von Bechlarn verlassen sie mit Willen der Burgunden den Saal. Dann stürzen sich diese auf die Hunnen, die Schwerter pfeifen durch die Luft, der Spielmann Volker und Dankwart stehen an der Pforte, die kein Hunne lebendig durchschreitet. Als sie alle getötet sind, ruhen die Ritter; der grimme Hagen und Volker treten vor die Thür und blicken höhnisch, auf ihre Schilde gelehnt, nieder zu den Scharen der Hunnen, deren Rachegeschrei emportönt. Dann werden die Toten aus dem Saale über die Treppe heruntergeworfen. Und noch immer stehen Hagen und der Spielmann oben und rufen höhrende Worte zu Ekel, Kriemhild und den Hunnenkrieger. Der Königin Herz schäumt über von Zorn; sie verspricht reiche Schätze, Burgen und Land dem, der ihr Hagens Haupt zu Füßen legt.

Eine Schar nach der andern dringt heran, sie werden zurückgeworfen; — endlich bricht die Nacht herein und hält die blutlehzenden Schwerter fest. Die Nibelungen begehren Ekel zu sprechen; — der junge Giselher will Kriemhild versöhnen, die ehemals Milde dürstet jedoch nach endlicher Rache: „Liefert mir Hagen aus, dann seid frei!“ Aber die Treue steht den Burgunden höher als das Leben, lieber wollen sie sterben, als Hagen ausliefern.

So wird denn Feuer an den Saal gelegt; von allen Seiten züngeln gierige Flammen empor, ergreifen die Deckbalken des Saales; mit den Schilden decken sich die Helden gegen die fallenden Trümmer. Der Morgen kommt nach einer schrecklichen Nacht — in Schutt liegt der festliche Saal, rauchgeschwärzt sind die Mauern, aber mitten in der Verwüstung stehen unerschüttert die letzten Nibelungen, und stehen an der Pforte Hagen und der Spielmann, gelehnt an ihre Schilde, in treuer Wacht.

Kriemhild wendet sich an Rüdiger und erinnert ihn des Schwures, den er einst in Worms geleistet. Das Herz des treuen Mannes ist zwiefach gespalten: ist er ja doch Freund der Nibelungen, soll doch Giselher seine Tochter heimführen. Umsonst beschwört er die Königin, umsonst steht er, ihm den bösen Streitgang zu erlassen — sie bleibt unerbittlich und besteht auf Erfüllung

des Wortes. Tief unglücklich, daß er um Treue zu halten, Treue brechen soll, rüstet er sich und befiehlt den Seinigen, es zu thun.

Als ihn die Burgunden erblicken, beginnen sie zu hoffen — Volker aber nimmt ihnen die Hoffnung: „Wer Frieden bringt, kommt nicht mit festgebundenem Helm.“ Den Schild zu Füßen stemmend, ruft Müdiger in den Saal: „Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt euch. Früher waren wir Freunde, jetzt muß ich der Treue ledig sein. Ezels Weib hat meinen Schwur nicht gelöst. Wohl wäre ich lieber tot, aber ich muß mein Wort halten!“ Giselher erinnert ihn an seine Tochter — Müdiger darf nichts mehr hören, mit dem Ruf: „Gnade uns allen Gott!“ hebt er die Waffen. Noch einen Augenblick hält ihn Hagen: „Mein Schild, den Ihr mir schenktet, ist zerhauen; wollte Gott, ich hätte einen andern!“ Da reicht ihm der Markgraf den seinigen: „Mögest du ihn noch ins Land der Burgunden tragen.“ Der grimme Hagen wird weich: „Gegen Euch, Müdiger, hebe ich mein Schwert nicht auf!“

Der Kampf beginnt, der edle Markgraf fällt, ein Opfer seiner Treue. Lautes Klagen meldet es allen, Dietrich von Bern sendet den alten Waffenmeister Hildebrand (s. S. 12) mit seinen Mannen, den kühnen Amelungen, um die Leiche zu fordern. Hagen wehrt es, es kommt mit Worten, dann mit Schwertern zu hartem Streit — alle Nibelungenhelden fallen bis auf Gunther und Hagen. Hildebrand hatte sich gerettet und meldet dem Berner den Untergang der Amelungen; — der stolze Fürst bricht in Klagen aus, dann läßt er sich wappnen, geht nach der Walfstatt und fordert die zwei letzten der Nibelungen zur Übergabe auf, er wolle sie vor Ezel schützen. Die Helden weisen es ab, denn noch haben sie Waffen, sich zu wehren. Im Ringkampf besiegt Dietrich den Tronjer und bringt ihn vor Kriemhild. Diese läßt ihn in einen Kerker werfen. Darauf überwindet der Berner auch Gunther, und der wird gleichfalls in festen Gewahrsam gebracht. Dann geht Ezels Weib zu Hagen:

„Wollt Ihr mir geben wieder, was Ihr mir habt genommen,
so möget Ihr noch lebend heim zu den Burgunden kommen.“

„Die Bitte ist verloren; ich habe geschworen, den Hort nicht zu verraten, so lang noch einer der Könige lebt.“ Da spricht Kriemhild: „Ich bring es an ein Ende!“ läßt dem Bruder das Haupt abschlagen und bringt es dem grimmen Hagen; entsetzt und empört zugleich ruft er:

„Du hast nach deinem Willen zu Ende es gebracht,
und es ist so ergangen, wie ich es mir gedacht.

Nun ist von Burgunden der edle König tot,
Giselher der junge, und der Held Gernot.

Des Schatzes Ort ist keines, als Gottes und als mein —
er soll dir, Teufelinn, für immer verhehlet sein.“

Kriemhildens Sinn ist von Wahn umnachtet und blutberauscht; sie reißt den Balmung von Hagens Hüfte und schlägt ihm das Haupt ab. Als aber Hildebrand den letzten Degen von eines Weibes Händen erschlagen sieht, da greift er nach seinem Schwert und tötet Kriemhilde.

Da lag nun so viel Ehre in Todes Starrheit; lautes Klagen erscholl —

„Mit Leiden hat geendet Herrn Ezels Festlichkeit —
wie stets auf dieser Erden aus Liebe wachset Leid!“

Mit diesem wehmütigen Worte schließt das Lied vom Völkeruntergang.

So groß und festgefügt trotz einzelner öder, vielleicht eingeschobener Stellen das Gedicht vor uns steht, wird es uns dennoch erst ganz verständlich, wenn wir die altnordische Sigurdssage mit heranziehen. Diese erklärt uns zwei dunkle Züge: den Fluch, der auf den Besitzern des Hortes liegt, und die Gestalten Brünhildens und Siegfrieds. Der Hort ist allen seinen Trägern unheil voll gewesen, dem Zwergen Andwari, dann Hreidmar und seinen Söhnen, Fasfir und Regin. Von ihnen vererbt er sich auf Siegfried, Kriemhild und die Burgunder Könige, bis endlich das unheilvolle Gold in die Tiefen des Rheins versenkt wird. So wird der Fluch, der daran klebt, zum Grundgedanken des umfassenden Sagenkreises. Stets wird der Hort durch Unrecht, durch eine Gewaltthat, erworben, und deshalb kann sich auch keiner desselben lange erfreuen.

Brünhilde ist im Nibelungenlied unklar gehalten. Sie wird von Siegfried erkannt, sie erkennt ihn; sie bricht in Thränen aus, als sie den Helden an Kriemhildens Seite sieht; sie bewegt Gunther, den Schwager nach Worms einzuladen. Alle diese Züge sind nur verständlich, wenn man sich der altnordischen Sage erinnert, wo die Walküre Brynhild als Sigurds Geliebte erscheint. Diese Auffassung wirkt im deutschen Nibelungenlied nach; wenn man sie im Auge behält, dann geht die Erkenntnis hervor, daß Brünhilde ihre Liebe zu Siegfried bewahrt hat und deshalb von brennender Eifersucht erfüllt ist. Dann aber versteht man, warum sie, von Kriemhild gekränkt, den ganzen Haß auf Siegfried lenkt und seinen Tod fordert. Die Unklarheit, mit der sie gezeichnet ist, mag ihren Grund auch darin haben, daß der Dichter, der die Nibelungen den Überlieferungen in einheitlicher Weise nachschrieb, die ganze Sage nicht genau gekannt hat. Noch vermehrt wird das Unklare der Umrisse durch eine Eigenschaft, die bei Siegfried das rein Menschliche der Gestalt noch störender beeinflusst: durch die Vermischung der Götter- und Heldensage. Bei Brünhilde ist es nur

die übermenschliche Körperkraft und deren Verlust nach der Vermählung, bei dem Helden dagegen treten uns sehr viel mythische Züge entgegen. Er besitzt die Tarnkappe, die unsichtbar macht; er ist unverwundbar; in einem Tag legt er einen Weg von hundert Tagreisen zurück; sein Schwert spaltet einen Amboss ebenso wie eine Flocke; die Nibelungen, die Kinder der Finsternis, sind ihm unterthan. Kurz, wir sehen hier einen Helden, der ursprünglich vielleicht als Gott gedacht war, mit menschlichen Zügen ausgestattet und unter Menschen gestellt; der Volksgeist, der durch Jahrhunderte die Gestalt weiter entwickelte, vergaß, während seine eigne Geschichte aus dem sagen-erfüllten Dunkel hervortrat und den alten Glauben zerstörte, den göttlichen Ursprung, vermochte aber doch nicht alle Frankenkönig Siegbert, der Siege über Dänen und Sachsen davongetragen hatte, liehen dem Siegfried der Nibelungen einzelne Züge. Der geschichtliche Siegbert war mit einer Brunhilde vermählt, auch er war in jungen Jahren auf Anstiften einer Schwägerin ermordet worden.

Erinnerungen an uralte arische Sagen vereinen sich mit wirklichen geschichtlichen Stoffen zu einem Bilde. Aber die innere Einheit springt doch klar hervor und nicht Siegfried, sondern Kriemhilde ist die Trägerin des dichterischen Gedankens, des ganzen, gewaltigen Stoffes.

Wer den Wert des Gedichts klarlegen wollte, müßte ein Buch darüber schreiben. Mit dem anbrechenden taufrischen Morgen, mit Siegfrieds und Kriemhildens Jugend beginnt es voll sonniger Heiterkeit und Maienglanz. Langsam steigen kleine Wölkchen auf, dann unheimliches Grollen, das Wetter kündet, bis des jungen Helden Tod sie wie ein Blitzstrahl durchbricht. Dann lagert sich auf dem Himmel schweres Grau, das immer undurchdringlicher wird, und gegen den Abend brechen die Flut und der Sturm, Donner und Blitz los und enden erst, als dunkle Nacht ihren dichten Schleier auf alles Lebende senkt. Die Poesie des Nibelungenlieds ist wie eine Naturmacht, die uns mit lindem Atem umwehen kann, aber auch mit Stürmen schreckt. Wie in Erz gegossen stehen Hagen, Dietrich, Rüdiger vor uns; der kühne Volker, des Liedes wie des Schwerthiebs kundig; Gernot der Starke. Mögen sie wie der Tronjer und wie Kriemhilde zuletzt in ihrer Grausamkeit über menschliches Maß empormachsen, es liegt auch dann in ihnen eine Urgewalt der Empfindung — man kann sie nicht scheuen noch hassen, man muß sie beklagen, denn über ihnen schwebte, ihr Dasein beherrschend, eine finstere Macht, das gleiche gewaltige Schicksal, das unser Volk in die Stürme der Völkerwanderung trieb und in Wahrheit manche eben so grause That gezeitigt hat, wie sie uns aus dem Spiegel des Nibelungenliedes entgegenblickt.

In dem Untergange der Nibelungen und Amelungen erzählt uns die Phantasie unsrer Urahnen einen Teil des Geschickes der deutschen Völker, deren manches von den brandenden Fluten der Völkerwanderung ergriffen und vernichtet wurde.

Aber wie helle Sterne auf dunklem Himmel, so glänzen auch jene Züge tiefen Gemüths in dem Gedichte, über allen aber die Treue. Ihr ist der grimme Hagen unterthan; ihr Siegfried und Kriemhilde; ihr gehorchen die Könige, als sie den Tronjer nicht opfern. Mit tiefem Schmerz steht Rüdiger von Bechlarn zwischen zwei Pflichten und stürzt sich verzweifelnd in den Tod, um, der einen gehorsam, den Bruch der zweiten zu sühnen. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist ein tiefes Gefühl; rein sind die Sitten und nirgends stört das Spielen mit der Empfindung.

Hier kann ich auf den tiefen Gegensatz zwischen dieser volkstümlichen Schöpfung und den höfischen Gedichten hinweisen. In den Nibelungen liegt Stein auf Stein festgefügt; was da kommt, das mußte kommen; wie die Menschen handeln, so mußten sie es, dem Gesetze des eignen Herzens gehorsam. Die Heldenthaten und Kämpfe sind kein Spiel der ritterlichen Phantastik, sondern Folgen der Thaten, die vor ihnen geschehen sind; der letzte Wirbelsturm, der fast alles vernichtet, hat sich schon lange angekündigt; wir haben ihn mit gepreßtem Herzen heranbrausen gehört und wußten, daß er diese ganze Welt, welche sich vor uns aufgebaut hat, hinwegfegen werde, aber wir beugen uns willig vor dem gewaltigen Schicksal, weil es nicht ungerecht ist.

Im höfischen Epos dagegen reihen sich Thaten an Thaten, oft ohne jede Verbindung; Abenteuer an Abenteuer, oft ohne Sinn und Zweck. Das ganze Dasein geht hier auf in der Enge des ritterlichen Standeslebens, aus dem nur einige Gestalten so emporragen, daß wir mit ihnen als mit Menschen herzliche Teilnahme fühlen. Wir sehen manchen leiden und wissen nicht warum; manchen jubeln, manchen sterben, und wir verstehen nicht weshalb. Noch ist uns der Name des Dichters der Nibelungen nicht nachgewiesen, aber wie er auch heißen mag, er war ein Gewaltiger, der sein deutsches Volk verstand und liebte. Das Werk selbst aber sollen wir hochhalten als ein heiliges Erbe der Väter, denn es ist wahrhaft Blut von unserm Blut, als dieses durch die Verwelschung noch nicht vergiftet war.

Nicht zu vergleichen mit dem Nibelungenlied ist „Die Klage“; der Inhalt versucht, wie das letzte Kapitel eines modernen Romans, die Neugierde zu befriedigen. Den größten Teil nimmt die Beschreibung der Leichenbestattung in Anspruch, wobei stets die Schicksale der Gefallenen, an manchen Stellen anders als im „Nibelungenliede“, erzählt werden. Rüdigers Gattin und die alte Nöte sterben vor Schmerz über die Trauerbotschaften; der letzteren bringt sie der Spielmann Swämmelin, welcher das Ende der Burgunden auch dem Bischof von Passau mitteilt, der die Erzählung aufzeichnen läßt.

Die „Klage“ besitzt große Bedeutung für den Forscher, weil sie manche neue Einzelheiten der Sage enthält; die Sprache ist schwerfällig und der poetische Wert einiger weniger Stellen rechtfertigt nicht eine weitere Darlegung des Inhalts.

Der Anstoß, den das Nibelungenlied gegeben hat, blieb in seinen Wirkungen zunächst bis etwa nach 1250 auf Österreich und Bayern beschränkt. Wenn auch Eigentümlichkeiten der höfischen Dichtung in die Darstellung der volkstümlichen Stoffe eindrangen, so blieb doch deren Eigenart im Kerne unberührt. Die Reimpaare des höfischen Epos wurden zwar in der „Klage“ benutzt, zumeist aber herrscht die strophische Form, die sogenannte Nibelungenstrophe mit kleinen Abänderungen.

Dem Nibelungenliede an Wert am nächsten und von ihm vielenorts beeinflusst, steht Gudrun. die „**Gudrun**“, die auch in Österreich — oder in Bayern? — entstanden ist.

Der Hauptstoff ist schon behandelt gewesen und ein älteres die Hilde-Gudrunssage behandelndes Gedicht kann von dem Verfasser benutzt worden sein. In den Niederlanden wurde der Stoff ausgebildet; schon vor 1100 kannte man ihn in Bayern. Um etwa 1210 hat ein unbekannter Dichter das Epos verfaßt, das uns in seiner ersten Fassung nicht erhalten ist. Es ist überhaupt nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die Kaiser Maximilian anfertigen und auf Schloß Ambras in Tirol aufbewahren ließ. Der von dieser gebotene Text ist jedenfalls durch Einschubsel angeschwollen.

Das erste Anhängsel der „Gudrun“, das die Jugendgeschichte des Königs Hagen von Irland enthält, ist mit phantastischen Zuthaten geschmückt; ein Greif entführt ihn als kleinen Knaben, er entkommt, wächst mit drei Königstöchtern auf, die dem Untier auch entflohen sind, tötet als Jüngling die ganze Drachenbrut und ein Wundertier, dessen Blut ihm gewaltige Kräfte verleiht. Endlich gelangt er mit seinen Prinzessinnen wieder heim und heiratet die eine, Hilde. Dem Ehebund entstammt eine Tochter, die den Namen der Mutter erhält. Als sie erwachsen ist, kommen Werber — diese läßt Hagen einfach aufknüpfen; wer die Tochter minnen will, muß stärker sein als deren Vater. Die Erzählung dieser Thatsachen verbraucht 203 vierzeilige Strophen.

Das eigentlich Dichterische tritt erst im zweiten Teile hervor. Der Ruhm von Hildes Schönheit ist bis zum Könige Hettel, dem Herrscher der Hegelinge, gedrungen. Da er sich einsam fühlt und seine Helden ihm zusprechen, er möge Hagens Tochter zu erringen suchen, so folgt er dem Räte eines seiner Helden, des klugen Frute, der eine List ausgedacht hat. Es werden drei Schiffe auf das kostbarste ausgestattet; — in dem Innern ist nicht nur Platz für Kleinodien, Gewänder und kunstvoll gearbeitete Waffen, sondern auch für tausend der besten Krieger. Außer Frute sind der alte Wate und der Sänger Horand die Leiter der Fahrt. Sie schiffen nach Irland und gelangen nach Balian, wo Hagen herrscht. Am Ufer bieten sie ihre Waren feil um kleinen Preis, lassen den König um sicheres Geleite bitten und senden ihm dafür kostbare Geschenke. Bald erringen die Fremdlinge sein Vertrauen; als sie vorgeben, von Hettel vertrieben zu sein, da läßt ihnen Hagen in der Stadt Herbergen anweisen und gebietet den Bürgern, die Helden mit Achtung zu behandeln. Bald werden sie der Gegenstand allgemeiner Neugierde und auch die beiden Hilden begehren sie zu sehen. Da ladet sie der König zu Hofe, wo man sie ehrenvoll aufnimmt. Frute und der alte Wate werden zur Königin gebeten. Dort wird der alte Held gefragt, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu sitzen, oder zu kämpfen (s. „Kaiserchronik“ S. 44). Der Recke erklärt offen, ihm sei das erste angenehm, das zweite aber viel leichter. Bei den Kampfspielen fragt Hagen den Alten, ob auch in seiner Heimat so geschickt gefochten werde, wie in Irland. Mit verborgenem Spott erklärt Wate, er habe so